

# Porträt

## Rockstar ohne Bühne

**In seiner Heimat Belarus würde der Musiker Lavon Volski grosse Hallen füllen. Dort darf er aber nicht mehr auftreten. Nun gibt er in Zürich ein Konzert.**

VON INGO PETZ (TEXT) UND ANDREY DAVYDCHIK (BILD)

Der schwächliche Mann lächelt. In seinen Augen glüht der Schalk, der von einer Sekunde auf die andere einer tiefen Ernsthaftigkeit weichen kann. Lavon Volski nippt an seinem Bier, schaut durch das Fenster seiner Minsker Wohnung auf das saftige Grün der Baumkronen im Hinterhof. «Irgendwie wird es schon weitergehen», sagt Volski, und auf seinem Gesicht zeigt es sich wieder, dieses verschmitzte Lächeln, das auch durch seine Songs klingt. Wie in «Kraina njama», was übersetzt «Das Land gibt es nicht» heisst, wo er singt: «Für den Panslawisten ist das Land eins, für den Satanisten ist es ein Land des Sarges, für den Gitaristen ist es ein Land der Saite. Aber für die meisten ist es ein Land, das es nicht gibt.» Volskis Texte sind ironisch, ohne den nötigen Ernst vermissen zu lassen. Eine gute Mischung, wenn man aus einem Land wie Belarus kommt.

Volskis Heimat ist im Westen vor allem unter der unrühmlichen Marke «Letzte Diktatur Europas» bekannt. Eigentlich ist die Republik, die auch Weissrussland genannt wird, nur Traktorliebhabern und Menschenrechtlern ein Begriff. Belarus entstand 1991, als die Sowjetunion das Zeitliche segnete. Nach wenigen wirtschaftlich und politisch wilden Jahren folgte ab 1994 die Restauration autokratischer Strukturen und sowjetischer Mythen durch Präsident Alexander Lukaschenko. Und der hält wenig von demokratischen Ideen und kreativen Frei Denkern wie Volski. Wer wie dieser hier aufgewachsen ist, kennt sich aus mit den unliebsamen Wendungen, die das Schicksal manchmal nimmt und die sich nur schwerlich planen lassen. «Die Hoffnung stirbt zuletzt», kommentiert Volski trocken, wenn der belarussische Rubel wieder einmal abgewertet wurde, wie so häufig in den vergangenen Jahren.

Volskis Lieder haben die belarussische Kultur seit den Achtzigern entscheidend mitgeprägt. In ihnen besingt er ein Belarus, nach dem sich diejenigen sehnen, die an eine politische Öffnung glauben – ein Land, das eben nicht existiert. In seiner realen Heimat darf Volski nicht mehr auftreten. Der 1965 in Minsk als Sohn eines bekannten belarussischsprachigen Kinderbuchautors und einer russischsprachigen Dichterin geborene Künstler äussert unerschrocken seine Meinung über das Regime Lukaschenkos. «Es ist wichtig, dass wir sagen, wie es wirklich ist», betont er häufig. «Nur so können wir die Angst bekämpfen.» Volski ist mittlerweile einer der wenigen Musiker, die sich offen eine kritische Meinung erlauben – ohne Rücksicht auf persönliche Verluste.

Der Name Volski geht auf das belarussische Wort Volja zurück. Es bedeutet «Wille» oder «Freiheit». Wer so heisst, der kann wohl nicht anders – als eben für die Freiheit zu kämpfen. In einem halbwegs normalen Land würde so einer wie Volski grosse Hallen füllen. Er würde das Leben eines Rockstars führen. «Aber in Belarus gibt es nur einen Rockstar», sagt der Gitarrist und Sänger und meint damit natürlich den Präsidenten, der sich im Oktober mit abermals umstrittenen Wahlen eine fünfte Amtszeit gesichert hat.

Diesen Sommer verbrachte Volski in Berlin, um Deutsch zu lernen und «um durchzuatmen», wie er sagt. Wer in einer Autokratie lebt, die

er eigentlich ablehnt und die einen selbst auch nicht will, einen sogar bekämpft, der braucht Erholungsphasen. In der Berliner Hitze beschloss Volski nun, eines seiner erfolgreichen Projekte zu Grabe zu tragen: die Band Krambambula, benannt nach einem Glühwein-artigen Getränk, das einst im Grossfürstentum Litauen populär war. Anders als viele seiner anderen Bands war das Ensemble, das eine tanzbare Mischung aus Folk, Punk und Rock spielt, nie als dezidierter Kommentar zur politischen Situation in Belarus gedacht. Als Spasstruppe sollte sie die unter Lukaschenko marginalisierte und unterdrückte belarussische Sprache mit Witz und Heiterkeit popularisieren. Trotzdem gilt das Auftrittsverbot auch hier. Der Präsident mag eben lieber jene Sprache, die in der Sowjetunion als Lingua franca gesprochen wurde: das Russische. Und für das herrschende Regime hört bei einem Widerspenstigen wie Volski sowieso jeglicher Spass auf.

An seinem fünfzigsten Geburtstag im September zog der Rocker sich einen schicken Anzug an, schnappte sich seine Gitarre, einen kleinen Verstärker und spazierte in die Metro-Station am «Platz des Sieges» in der Hauptstadt Minsk. Dort, umrahmt vom grauen Marmor der Sowjet-

**«Die Leute kämpfen für eine neue Wohnung oder ein Auto, für Adidas, Nike und für ein iPhone», so Volski. Gegen den Präsidenten aber spreche sich kaum jemand öffentlich aus.**

zeit, baute er sich auf und begann zu singen. Es dauerte nicht lange, bis sich eine stattliche Anzahl von Fans um Volski versammelten hatte, mitklatschte und mitsang. Natürlich fehlte auch der Staat nicht. Agenten des KGB, wie der Geheimdienst dort immer noch heisst, filmten das spontane Konzert, schritten aber nicht ein. Es war Volskis Geschenk an sich selbst. «Das hat mir viel Spass gemacht», sagt er und lächelt kurz. Trotz aller Ironie, die für Volski eine Waffe im Kampf gegen die Widrigkeiten des belarussischen Lebens ist, bleibt da auch immer eine tiefe Melancholie. Der Musiker vermisst sein heimatliches Publikum, seine Bühne. Die Exil-Konzerte, die er ab und an im litauischen Vilnius gibt, trösten ihn nur bedingt.

Anders als die Mehrheit der Belarussen will Volski sich nicht mit den Regeln des Regimes arrangieren. «Bei uns herrscht eine grosse geistige Armut», sagt er im Gespräch. «Die Leute kämpfen für eine neue Wohnung in Minsk, für ein neues Auto, für Adidas, für Nike, für ein iPhone.» Gegen den Präsidenten aber spreche sich kaum jemand öffentlich aus. Nur in der heimischen Küche sagten viele, was ihnen nicht passe. Seine Generation habe noch an etwas geglaubt, erzählt Volski. «Wir hatten die Hoffnung, die Sowjetunion besiegen zu können. Das haben wir geschafft. Die Unabhängigkeit von Belarus war ein grosser Erfolg für uns.» Doch für die Jüngeren sei es nach über 20 Jahren unter Lukaschenko ungleich schwerer, Hoffnung zu haben. «Es ist klar. Wenn du was riskierst, wenn du protestierst, dann landest du irgendwann im Gefängnis.» Deswegen verlassen viele junge Belarussen das Land, studieren in der EU, emigrieren in die USA. Und Volski? «Ich werde weiter Musik machen», sagt er. «Und ich werde mich aus Minsk aufs Dorf zurückziehen. Wie ein echter belarussischer Partisan. Dort fühle ich mich einfach freier.» ■